

licheren Menschen in der Welt finden, als ich es war, und ich glaube, wenn ich mich nicht geschämt hätte, ich wäre nieder gefallen und hätte Gott gedankt, daß Er den Kelch so gnädig von mir genommen. Ich habe so manche bittere Erfahrung in meinem Leben gemacht, aber mit Dank erkenne ich auch, daß mir mancher frohe Tag wurde, worunter dieser des Examens keiner der unbedeutendsten war. Sogleich, als sich der König aus einem der Säle entfernt hatte, war die Klasse beendet, und wir gingen auf unsere Stuben, um uns zur Parade bereit zu machen. Gegen 12 Uhr versammelte sich das Corps auf dem Trommelplatz auf dem Hofe ohne Gewehr und Säbel. Wir stellten uns in drei Glieder, und der König ging mit dem General v. Buddenbrock ganz allein ohne Suite durch alle drei Glieder, fragte hin und wieder Einige, wie sie hießen, wo sie her waren, und wo ihr Vater her wäre?

Bei Mehreren erinnerte Er sich, ihren Vater zu kennen, auch wohl, wenn sie schon tot waren, ihn gekannt zu haben. Traf es sich, daß der Vater des Befragten gedient oder noch diente, so frug Er, ob er noch Brüder habe, ob sie auch in der Armee dienten und dergleichen mehr. Das Corps marschierte sodann bei Ihm vorbei und nun ging es in den Eßsaal. Nach dem auch Er eingetreten war, hielt ein Cadett ein kurzes Gebet, und uns wurde befohlen, uns zu setzen. Kaum hatten wir uns gesetzt, als ein Cadett laut am Pult zu lesen anfing, welches jedesmal während dem Essen geschah. Der König fing an zu lachen, und sagte zu dem General: schaffe er das ab, dann fragte er noch einen oder mehrere, ob sie auf das Gelesene mehr als auf das Essen achten, und ob ihr Hunger nicht mehr Nahrung finde als der Geist durch die beste Abhandlung des Lesenden. Das Essen bestand an jenem Mittag in einer Kürbis-

suppe und dann in Kalbfleisch mit Reis. Der König ließ sich von einem Kadett einen Löffel geben, kostete die Suppe, sagte das Essen ließe sich essen, spuckte aber die Suppe aus. Kurz darauf entfernte er sich ganz unbemerkt von uns aus dem Saale, und so war der für uns so merkwürdige Tag beendet. Das Jahr, in welchem ich noch im Corps blieb, verging ohne daß mir irgend etwas einfiel, das zu merken sein dürfte. Mit meinem Fleiß und Aufführung schien man zufrieden zu sein, und obgleich ich Keiner von den Geschickten war, so war ich doch Keiner von den Schlechtesten.

Im Jahre 1764 im Monath März kam ich, wie schon gesagt, zu dem Regiment Garde als vierzehnter Freicorporal. Ich fand in der Compagnie des Feldmarschalls v. Möllendorf schon einen gewissen von Herzberg als Frei-Corporal, daß ich folglich noch keine Fahne zu tragen bekam. Erst ein Jahr darauf wurde dieser von Herzberg zu einem andern Regiment versetzt, weil man mit seiner Aufführung unzufrieden war. Die Compagnie des Generals commandirte der Stabs-Capitain von Klüßing, der mir wohl wollte, und von dem ich manche Beweise seiner Zufriedenheit erhielt. Auch noch nach der Zeit als er selbst eine Compagnie erhielt blieb er mein Gönner.<sup>1)</sup>

Ferdinand von Frankenberg lernte sein Joch in der Jugend tragen. Das lehren die Erinnerungen aus seiner Kadettenzeit. Sie war auch in ethischer Beziehung die Vorschule für das Leben. Von-diesem aber mußte der Kreis bekennen: weil es Mühsal und Arbeit war, darum ist es köstlich gewesen.

<sup>1)</sup> Die in Heft 3, II. Jhrg. 1920 S. 21 f geäußerte Bitte möchte ich hier wiederholen, da die gesuchten Dokumente für die literarhistorische wie die heresgeschichtliche Forschung von größter Wichtigkeit sind.

„Wir können uns unserer Ahnen und ihrer Leistungen nur würdig erweisen, wenn wir unbeirrt auf den Bahnen weiterwandeln, die sie uns vorgezeichnet.“

Berlin, 1. März 1895  
Kaiser Wilhelm II.



Juli-Nummer

# Familien-Zeitschrift derer von Frankenberg

zugleich amtliches Organ des „Familienvereins derer v. Frankenberg“ (E. V.)

Herausgegeben von Alex-Victor von Frankenberg und Ludwigsdorf, Oberleutnant a. D.

Erscheint 4 mal im Jahre. Jährlicher Bezugspreis: für Familienmitglieder 4 Mk., für andere Abonnementen, Behörden, Vereine, Bibliotheken u. s. w. 8 Mk. Preis des Einzelheftes: 2.50 Mk.	Der Nachdruck einzelner Artikel bedarf in jedem Falle der ausdrücklichen Genehmigung des Herausgebers. Druck der Buchdruckerei H. Ullde, Darmstadt. Im Selbstverlag des Herausgebers.	Verantwortlich: für die Veröffentlichungen des Fam.-Vereins: der Archivar, für den sonstigen Gehalt: der Herausgeber. Beiträge aller Art Bestellungen und Zuschriften sind nach Darmstadt, Heidelbergerstr. 132 I. zu richten.
--	---	--

Inhaltsverzeichnis: Abraham von Frankenberg. Ein Lebensbild von Professor Dr. Georg Ellinger (Berlin). — Erinnerungen aus der Kadettenzeit des Obristleutnants Ferdinand von Frankenberg und Prof. Klüßing — mitgeteilt von Paul Hoffmann (Schluß). — Personalveränderungen. — Familienanzeigen.

## Personalveränderungen.

### A. Berichtigungen zum Mitgliederverzeichnis.

- 16. Anna wohnt jetzt Gotha, Siebelerwall 7, Alte Münze II.
- 37. Curt-Egbert wohnt jetzt Dessau, Friedrichstr. 14.
- 76. Erika. Ihr Gatte hat nach dem Tode seines Vaters ein v. Gleichensches Fideikommiß geerbt und daher Rittergut Lenz verkauft. Erika's ständige Adresse ist jetzt Dessau, Friedrichstr. 14.
- 112. Hans besucht jetzt das Realgymnasium in Lüben (Schlesien) und wohnt dort Villa Frohsinn.
- 146. Horst ist Bankbeamter geworden und wohnt jetzt Hirschberg in Schlesien, Schönaufstr. 12 ptr.
- 151. Jrmgard ist am 13. März in Heidelberg eingesegnet worden und zu Ostern aus der Untersekunda des Mädchenrealgymnasiums ausgetreten. Sie wohnt jetzt bei ihrer ältesten Schwester (Frau von Cämpling) in Sorna, Post Mosbach, Kreis Neustadt a. Orla.
- 162. Jutta wohnt jetzt Dessau, Friedrichstr. 14.

- 174. Konrad bekleidet jetzt die Stellung als Obersteuersekretär beim Finanzamt 14 in Berlin, studiert nebenbei seit 1. 10. 20 jur. et rer. pol. an der Berliner Universität und wohnt jetzt Berlin-Wilmersdorf, Nestorstr. 3/II.
- 190. Lucie wohnt jetzt Spröttischdorf bei Sprottau, Schlesien.
- 324. Margarethe wohnt jetzt 119 South Mott St. Cor. Gleason Ave. Los Angeles, Calif. U. S. A.
- 235. May, ist am 8. 7. 1921 unter Beförderung zum Verwaltungs-Oberinspektor zum Versorgungsamt Frankfurt a. M. versetzt worden.
- 265. Therese wohnt jetzt Naumburg a. Saale, Pension Bernhardt, Sedanstr. 1.
- 276. Wanda wohnt jetzt Berlin-Wilmersdorf, Nestorstr. 3/II.

### B. Neu sind hinzuzufügen:

- 348. Frau Ida Anna Emma v. Fr. u. Ludwigsdorf geb. Schaumburg — Gattin von 40 — Stettin, König-Albertstraße 37/II.

## Abraham von Frankenberg (1595—1652).

### Ein Lebensbild.

Von Professor Dr. Georg Ellinger (Berlin).

Zum ersten Male, nicht nur in der Familien-, sondern auch in der gesamten deutschen Literaturgeschichte wird hier auf Grund eingehenden Studiums aller Quellen und Urkunden ein geschlossenes Lebensbild, eine Darstellung vom Wesen und Wirken eines unserer bedeutendsten Vorfahren gegeben. Schon seit Jahren schwebte mir die Abfassung einer solchen Arbeit vor; ich mußte sie aber trotz reichen Materials, das ich über diesen Gegenstand gesammelt hatte, immer wieder zurückstellen. Nun hat mit der beste Kenner jener Zeiten, der Literaturhistoriker Professor Dr. Georg Ellinger meiner Aufforderung zur Uebernahme dieser Arbeit in dankenswerter Weise entsprochen, und die nachfolgende, in jeder Beziehung hervorragende Biographie zum Abdruck in der Familienzeitschrift verfaßt.

Der Herausgeber.

Die Verständnislosigkeit der Mitwelt für Wesen und Lebenswerk eines hervorragenden Menschen ist häufig und leicht erklärbar. Seltener ist der umgekehrte Vorgang, daß nämlich die Zeitgenossen und ihre unmittelbaren Nachfahren ein lebhaftes Gefühl für den Wert des Tuns einer bedeutenden Persönlichkeit haben, daß aber dieses Verständnis nach und nach verloren geht und die Umrisse des Bildes bis zur Unkenntlichkeit verwischt werden. Mit einer Erscheinung dieser Art beschäftigt sich die nachfolgenden Blätter. Der Eindruck des Wirkens und der Art Abrahams von Frankenberg hat sich beinahe ein Jahrhundert frisch erhalten; und gerade die Tatsache, daß überwiegend seine religiösen Gegner die Stärke dieses Eindruckes bezeugten, beweist, wie wenig es möglich war, an ihm vorüberzugehen. Dann aber tritt er ganz zurück; die bedeutsame Stellung, die ihm innerhalb der religiösen Entwicklung des 17. Jahrhunderts zukommt, wird vergessen; im zweiten Bande von Ritschls „Geschichte des Pietismus“ (1884) wird Frankenberg nur flüchtig im Zusammenhange mit Scheffler gestreift, obgleich gerade für die Ritschlsche Tendenz Frankenburgs schriftstellerische Tätigkeit gute Beweisstücke geliefert haben würde. Und doch hatte schon ein Menschenalter vorher die Neubelebung von Frankenburgs Andenken begonnen. Der zu Unrecht vergessene schlesische Literar-

historiker August Kahlert entwarf bereits 1853 in seiner Biographie des Angelus Silesius (Johann Schefflers) ein gutes Charakterbild Frankenburgs; freilich lehrt die Stelle, an der sie steht, daß Frankenberg weniger um seiner Willen als wegen seiner Beziehungen zu Scheffler gewürdigt wurde. Eingehender, tiefer dringender und aufschlußreicher ist Frankenburgs Leben und Gedankenwelt durch Gustav Koffmann in seinem wertvollen Büchlein vergegenwärtigt worden: „Die religiösen Bewegungen in der evangelischen Kirche Schlesiens während des siebzehnten Jahrhunderts.“ Breslau, 1880.“ Diese biographische Skizze bietet eine sichere Grundlage für die weitere Behandlung, und auch die nachfolgende Darstellung ist ihr zu Dank verpflichtet. Erhöht wird der Wert von Koffmanns Arbeit noch durch die ihr beigegebene erste zuverlässige bibliographische Zusammenstellung von Frankenburgs Werken. Selbstverständlich behalten neben diesen neueren Beiträgen die älteren Nachrichten ihren dauernden Wert. Die wichtigsten, auf zeitgenössische Mitteilungen gegründeten, freilich im einzelnen der Kritik bedürftigen Lebensabrisse finden sich im Halle'schen Universallexikon, bei G. Wernsdorf, dissertatio historica de fanaticis Silesiorum. 1698, bei Sinapius schlesische Curiositäten, Bd. I., Colberg in dem „platonisch-hermetischen Christentum“. Calov, dissertatio de Jacobo Boehmio. Manche

## Familienanzeigen

### Verlobungen.

Meine Verlobung mit Fräulein Gertrud Siemers, Tochter des früheren Gutsbesizers Viktor Siemers und seiner Gemahlin Maria geb. Cramfen beehre ich mich anzuzeigen.

Ludwig v. Frankenberg u. Prof. Klüßing  
Oberleutnant 3. Sec. II. Flotille.

Glensburg im Mai 1921.

### Verbindungen.

Ihre am 15. Dezember 1920 vollzogene Vermählung beehren sich anzuzeigen

Edgar von Frankenberg und Ludwigsdorf  
Dipl.-Ingenieur  
und Frau Emma von Frankenberg und Ludwigsdorf  
geb. Schaumburg.

Stettin, König-Albertstr. 37/II.

andere Berichte enthalten nur Abgeleitetes; wichtige Aufschlüsse gibt dagegen der Abschnitt über Franckenberg in Arnold's unparteiischer Kirchen- und Kezerhistorie Bd. III. Die theologischen Zeitschriften des beginnenden 18. Jahrhunderts, die „Unschuldigen Nachrichten“ und Krauses (Crusius) „Vergnügung müßiger Stunden“, namentlich Bd. 9, bieten wertvolle Ergänzungen zu den biographischen Nachrichten in Urkunden und Aktenstücken; auch die Gesamtausgaben der Werke Boehmes seit 1682 enthalten einzelne, das Bild abrundende Mitteilungen. So liegt ein ganz ansehnliches Material zur Lebensgeschichte aus älterer Zeit vor.

Man sollte nach alledem meinen, daß es leicht sein müßte, ein Lebensbild Abrahams von Franckenberg zu entwerfen. Allein dem ist keineswegs so; der Lösung dieser Aufgaben stellen sich erhebliche Schwierigkeiten in den Weg. Die biographischen Nachrichten tragen durchaus den Stempel des Zufälligen und versagen vielfach gerade an den wichtigsten Wendepunkten. Dazu kommt aber noch etwas anderes. Franckenberg hat ein nach innen gewandtes Leben geführt. Wohl hat auch ihn die Außenwelt rauh angefaßt; namentlich sein Zusammenstoß mit dem herrschenden religiösen System gewinnt für die Erkenntnis seines inneren Entwicklungsganges hohen Wert. Solche ins Auge fallenden Tatsachen sind auch von den Berichterstattern des siebzehnten und beginnenden 18. Jahrhunderts nicht übersehen worden. Aber im übrigen franten alle diese Versuche daran, daß sie keine zusammenhängende Lebensgeschichte geben. Der Nachlebende sieht sich also zu dem Versuch gezwungen, aus dieser oder jener verstreuten Notiz die Lücken zu ergänzen. Allerdings führt dieser Weg nicht häufig zum Ziel; man bewegt sich auf einem schwankenden Boden, und an die Stelle einer gesicherten Uebersetzung muß oft die Vermutung treten. Soweit sich unter diesen Umständen ein Bild des inneren und äußeren Geschehens erschließen läßt, soll es im Nachfolgenden geboten werden. Wenn es etwas sicherer ausfällt, als die bisherigen Auseinandersetzungen vermuten lassen, so erklärt sich dies aus der Tatsache, daß es sich nicht bloß auf den dürftigen Lebensnachrichten sondern auch auf den Briefen und Schriften Franckenbergs aufbaut.

Abraham von Franckenberg ist am 24. Juni 1593 als Sohn des herzog. Münsterberg-Oels'schen Land-Hof-Gerichts-Assessors Dietrich von Franckenberg, Herrn auf Ludwigsdorf und Schwierse (1. 1. 1565—26. 5. 1633), und seiner Gemahlin Barbara geb. von Soß-Pollach (22. 2. 1576—15. 11. 1622) zu Ludwigsdorf in Schlesien geboren worden. Von Wesen und Art seiner Eltern, von ihrem Einfluß auf ihn wird nichts berichtet; er besuchte das Gymnasium zu Brieg und zeichnete sich hier durch seine Leistungen rühmlich aus; als er 1611 in den Schulnat gewählt wurde, vermerkte der Rektor in der Matrikel: „sede pac dignissimus.“ Auf welchen Universitäten er studiert hat, ist nicht bekannt; wahrscheinlich hat er sich zunächst der Rechtswissenschaft zugewendet; die Annahme liegt nahe, daß es der Wunsch des Vaters gewesen ist, der begabte Aelteste möchte in seine Fußstapfen treten und sich im Hof- und Staatsdienst Ansehen und Ehre erwerben. In der Tat hat sich Abraham von Franckenberg die Kunst zu eigen gemacht, die damals in Mittelpunkt des gelehrten Unterrichts stand, und deren Beherrschung namentlich dem Rechtsgelehrten unentbehrlich war, die Wohltredenheit (Eloquenz). Die Fähigkeit den Ausdruck zu meistern, und die Zuhörer durch weithergehenden Prunk zu verblüffen galt als die unerlässliche Vorbedingung für jeden, der es im öffentlichen Leben zu etwas bringen wollte. Auch Franckenberg folgte dem allgemeinen Zuge der Zeit. Allein ihm ward nicht wohl dabei. Denn der hochtrabende Schwulst einer kalten, seelenlosen Rhetorik stieß ihn ab. Aber diese Abneigung war nicht allein in dem Lehrzweige selbst begründet. Vielmehr wurde ihm klar, daß er bei einer Hingabe an die modische Wissenschaft notwendigerweise ganz in das äußerliche Weltstreben seiner Zeit hineingerissen werden würde. Dieses widersprach jedoch dem Kern seines Wesens. Denn seit früher Jugend war ein religiöser Trieb in ihm lebendig. Er wurde zwar durch die verstandesmäßige Richtung der aufgenommenen Bildungselemente zurückgedrängt, aber schließlich lehnte sich Franckenbergs Geist gegen eine Beschäftigung auf, die sich mit diesem Grundzuge seiner Natur

nicht vereinbaren ließ. So entstand in seinem Innern ein Kampf, den er selbst (1639) folgendermaßen beschreibt: „Und wiewol ich nun, der gemeinen Weltweise nach, neben andern mich bemühet, dasjenige, wozu ich angewiesen, so viel möglich, zu erlernen, konte ich doch indenselbigen Dingen kein wahrhaftiges Vergnügen noch beständige Ruhe finden: also, daß ich endlich an mir selbst anfang, zu verzagen; hätte auch schier denen sonst gutten Musis fast gar das Valet gegeben.“

Zwei Ereignisse lösten diese Spannung seiner Seele und gaben ihn sich selbst zurück. Bei den Leichenbegängnissen vornehmer Personen war es üblich, daß außer dem Geistlichen auch noch ein Laie zu einer feierlichen Abbanungsrede (Parentation) das Wort ergriff. Auch Franckenberg unterzog sich einer solchen Aufgabe, zu der er durch seine rhetorischen Übungen wohl vorbereitet war, und blieb bei der Rede stecken. Dieser Mißerfolg erschien ihm als ein Zeichen Gottes, als eine Bestätigung des schon in ihm vorhandenen Gefühls, daß sich die weltliche Wissenschaft mit der religiösen Richtung seines Geistes nicht vertrug. Ebenso mächtig wirkte eine literarische Anregung auf ihn. Die Vorrede zu einer holländischen Ausgabe der Predigten Taulers kam ihm in die Hand und klärte ihn darüber auf, aus welchen Quellen er die Befriedigung schöpfen könnte, die ihm die herkömmliche Schulweisheit nicht zu gewähren vermochte. Das ihm so erschlossene Gebiet der Mystik wurde nun seine geistige Heimat; in den älteren deutschen Mystikern fand er die Uebersetzung, die ihm in den religiösen Wirren und Spaltungen der Zeit einen festen Halt bot. Ueber das Ergebnis dieser inneren Wandlung berichtet er, er sei „in einen stillen Sabbath gezogen worden, und in selbigem Principio unaussprechliche worte der kraft, und ein licht über alle lichter gehört und gesehen. Da ihm dann endlich gezeiget worden, daß dieses die wahrhaftige lehre und seligmachende glaube wäre, welche da zeigten, daß Adam in uns sterben und Christus leben müsse.“

Als das Jahr der mißglückten Parentation wird 1617 angegeben; man geht wohl nicht fehl, wenn man auch die durch die Taulersche Postille hervorgerufene Wendung zur Mystik in die gleiche Zeit verlegt. Bereits als Vierundzwanzigjähriger hat also Franckenberg den entscheidenden Umschwung erfahren und war über den von ihm einzuschlagenden Weg im Reinen. Wahrscheinlich verlebte er die nächsten fünf Jahre in stiller Zurückgezogenheit auf dem väterlichen Schlosse, ganz der Vertiefung in die ihm neu aufgegangene Weltanschauung hingegeben. Da bestärkte ihn ein weiteres Erlebnis in der betreffenden Richtung. Sein Oheim Abraham von Sommerfelde, ebenso wie er dem oberflächlichen Weltstreben abgeneigt, hatte 1620 Beziehungen zu dem Görlitzer Schuster und Theosophen Jakob Böhme angeknüpft. Persönlichkeit und Gedankenarbeit des merkwürdigen Mannes mußten auch Franckenberg anziehen. Denn die Geisteswelt, innerhalb deren Böhme sich bewegte, war der seinen nahe verwandt. Der philosophus Teutonicus erschien unserem Franckenberg als ein lebendiges Beispiel für die Tatsache, daß es nicht auf äußerlich angelegte Bildung, sondern auf die im Innern redende Stimme Gottes ankomme. Beide fanden sich ferner in ihrer Abneigung gegen die offiziellen Kirchen zusammen. Denn auch Böhme war durch seine mystische Richtung zwar nicht in einen gewollten, wohl aber in einen tatsächlichen Gegensatz zu der verstandesmäßigen Schultheologie seiner Zeit geraten. Angesichts dieser Uebereinstimmungen läßt es sich verstehen, daß Franckenberg den Wunsch hegte, mit Böhme in Verbindung zu treten. Etwa 1622 kam es zu einer brieflichen Annäherung, und in Böhmes letzten Lebensjahren lernte Franckenberg ihn persönlich kennen. Denn 1623 und 24 erschien Böhme wiederholt auf Einladung seiner adeligen Gönner in Schlesien und blieb einige Zeit als Gast auf Schweinhans, der Burg Siegmunds von Schweinhans. Der Eindruck des schlichten bescheidenen Mannes auf Franckenberg war ein ganz außerordentlicher; er erkannte in ihm das Gefäß der göttlichen Weisheit, die dem Einfältigen offenbart, was sie dem Weltklugen vorenthält. Die Tage von Böhmes Aufenthalt vergingen in lebhaften Gesprächen; überwiegend scheint der philosophus Teutonicus der Gebende gewesen zu

sein, indem er von den ihm zuteil gewordenen inneren Erleuchtungen berichtete. Aber auch Franckenberg war nicht bloß der Empfangende. Von ihm lernte Böhme damals manche der philosophischen Kunstaussprüche, die er bisher schmerzlich entbehrt hatte, da er im Deutschen die richtige Bezeichnung für das ihm Aufgegangene nicht finden konnte. Er beklagte die Lücken seiner Bildung, namentlich seine Unkenntnis der alten Sprachen, und war daher sehr dankbar, als ihm Franckenberg das Wort: Idee mitteilte; es erschien ihm „wie eine besondere schöne himmlische reine Jungfrau und geistlich leiblich erhöhte Göttin“.

Die adeligen Gönner Jakob Böhmes in Schlesien waren fast ausnahmslos auch Freunde Franckenbergs; sie bildeten einen gegen die Außenwelt spröden Kreis, dessen Kennzeichen religiöse Vertiefung, Vorliebe für die Mystik und Widerwille gegen das veräußerlichte Kirchentum waren. Die herporragendsten Mitglieder dieser stillen Gemeinschaft waren der schon genannte Hans Siegmund von Schweinhans und der als religiöser Schriftsteller bemerkenswerte Hans Dietrich von Tschesch (1595 bis 1649), beide Franckenbergs innige Freunde und Gesinnungsgenossen. Daneben aber kommt noch eine Reihe anderer Adliger in Betracht, so die Herren von Krackwitz und Gersdorf und H. von Poser.

Nachdem Franckenberg mit sich selbst einig geworden war, wandte er sich von allem ab, was ihn in der einmal gewonnenen Seelenstimmung hätte stören können. Sein väterliches Gut, das ihm als dem Erstgeborenen 1633 nach dem Tode des Vaters zufiel, übergab er seinem Bruder Balthasar (gestorb. 1678), der später auch in einer ähnlichen Stellung wie sein Vater Oelscher Land-Hof-Gerichtsrat wurde.

Franckenberg selbst hielt sich von jeder weltlichen Beschäftigung fern. Seine Begabung und gründliche Bildung blieben nicht unbekannt; sowohl von seinem Landesherrn wie auch von dem Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg wurden ihm wichtige Ämter angetragen; er wies sie ab. Sich von der Außenwelt möglichst zurückhaltend, im Verkehr mit seinen gleichgestimmten Freunden nur die Ausbildung des inneren Menschen erstrebend, lebte er einsam auf dem väterlichen Gute.

Da fiel 1634, wohl im Gefolge der Kriegsgreuel, eine furchtbare Pest ins Land, und nun wurde es offenbar, wie wenig der scheinbar dem Leben abgestorbene Mann da versagte, wo Hilfe nötig war. Unermüdlich tätig, schenkte Franckenberg keine Ansteckungsgefahr; er ging in jedes Pesthaus und pflegte die Kranken des ganzen Fleckens. Einige ärztliche Kenntnisse muß er besessen haben; denn er stellte ein Mittel gegen die Pest her, das großen Anklang fand und noch 50 Jahre später in den Berliner Apotheken verkauft worden ist. Auch vor den niedrigsten Diensten schreckte er nicht zurück; die Totengräber waren entweder an der Pest gestorben oder geschoßen;

Franckenberg trug kein Bedenken, selbst mit Hand anzulegen und die Toten zu begraben. Trotz der beständigen Berührung mit den Pestkranken blieb er selbst aber von jeder Ansteckung frei.

Der tiefe Gegensatz, in dem Franckenberg und seine Gesinnungsgenossen zu der lutherisch-orthodoxen Geistlichkeit in Oels standen, ließ sich zwar eine Zeitlang verdecken, aber nicht aus der Welt schaffen. Bei aller Nachgiebigkeit konnte Franckenberg doch nicht verhindern, daß sich die Abneigung gegen das herrschende System zuweilen in schroffen Aeußerungen Luft machte. Er scheint zwar noch regelmäßig den Gottesdienst besucht und die Sakramente empfangen zu haben; welche Eindrücke er aber erhielt, lehrt die Tatsache, daß er sein Urteil über eine Abendmahlsfeier in die bitteren Worte zusammenfaßte, ihm sei dabei der Wein im Munde zu lauter Wasser

geworden. Solche Ausprüche wurden selbstverständlich heringetragen und machten böses Blut; die lutherische Geistlichkeit suchte Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Bei seiner Sinnesart war aber Franckenberg nicht geneigt, sich auf eine dauernde persönliche Fehde einzulassen. Da außerdem die kriegerischen Ereignisse immer näher an seinen Aufenthaltsort heranrückten und Franckenberg eine tiefe Abneigung gegen jedes Blutvergießen hatte, verließ er 1641 Ludwigsdorf und begab sich nach Danzig. Hier hat er acht Jahre gelebt. Allzuviel über diese Zeit ist nicht bekannt. Wie sich aus den in Danzig verfaßten Schriften erschließen läßt, hat er im wesentlichen dort die bisherige Richtung fortgesetzt; er verkehrte namentlich mit Werner von Pallandt und dessen Bruder, deren Schloß einen ähnlichen Mittelpunkt für die westpreussischen Anhänger der Mystik bildete wie Schweinhans in Schlesien. Wohnung und Kost nahm er bei dem Astronomen und Mathematiker Hevelius in Danzig; was sich über die geistigen Beziehungen zwischen den beiden Männern erschließen läßt, wird noch zu zeigen sein.

Fraglich ist es, ob Franckenberg von Danzig aus zur See eine Reise nach Amsterdam angetreten und dort längere Zeit verweilt hat. Die Nachricht taucht verhältnismäßig spät auf, gleichwohl ist sie nicht ganz unwahrscheinlich. Franckenberg soll persönlich einige Handschriften Böhmes dem ihm schon brieflich bekannten Kaufmann Wilhelmson Beyerland überbracht haben, aus dessen Besitz sie dann später in die Hände der Drucker übergegangen sind. Man würde diesen Aufenthalt in Amsterdam etwa 1645 anzusetzen haben, unmöglich wäre es nicht, daß Franckenberg schon damals die Bekanntschaft Johann Schefflers gemacht hätte, der sich von 1644—47 in Holland aufgehalten hat. Indessen sind die Mitteilungen über Franckenbergs holländischen Aufenthalt doch nicht zuverlässig genug, als daß man eine bestimmte Behauptung darauf gründen könnte.

Ende 1649 brach Franckenberg von Danzig auf und kehrte wieder nach Ludwigsdorf zurück. Die Verhältnisse hatten sich unterdessen nicht geändert, noch weniger Franckenbergs An-



**ABRAHAM de FRANCKENBERG**  
*In optimis studiis bene educatus, pro vitam semper vitam, eod. Erat  
 praeterea accuratus Luc. Bachmanni defugor, et Danzici in aedibus celeb.  
 Mathematica Hevelii per multos annos vicarius rector, ac palam  
 Naturae secretis haec tuncq. demum delectatus.*

schaungen. Er lebte still wieder auf dem Gute seines Bruders, zurückgezogen, unbefriedigt von allem, was er ringsumher sah, „wie ein Fremdling in seinem Vaterlande“, voll Sehnsucht nach seinem wahren Vaterlande im Himmel. Auch die alten Zusammenkünfte mit seinen Gesinnungsgenossen scheint er zeitweise aufgegeben zu haben; er wollte, schreibt er anfangs 1650, derartige Unterredungen gerne fördern, „wann Ägyptische Finsterniß und der Babelische Gräuel nicht so gar überhand und das Regiment auch über und wieder Gott den Allerhöchsten bey eben dehnjehigen, welche Seine Ehre fördern sollten, genommen und alles Menschliche und Göttliche Licht und Recht unter ihre bestialische Füße, ja Wolfs- und Greifsklauen getreten und zu sich gerissen hätten.“ Indessen so schmerzlich er die Verfeinerungssucht der lutherischen Geistlichkeit empfand, und so sehr er unnötigen Streit zu vermeiden suchte, so gab er doch den lebhaftesten Meinungsaustrausch mit seinen Freunden nicht dauernd auf; er unterhielt Beziehungen zu dem Ratssekretär Matthias Machner in Breslau, zu H. von Poser, zuweilen sprach auch Daniel von Czepko bei ihm vor; grade damals hat dieser ihm sein Werk „sexcenta monodistica sapientum“ überbracht, das Vorbild von Schefflers „cherubinischen Wandersmann“. Der nächste Freund dieser Spätzeit aber war der noch junge Johann Scheffler, damals Leibarzt des Fürsten zu Oels, also in Franckenbergs unmittelbarer Nähe tätig. Zwischen beiden Männern entwickelte sich eine innige Seelengemeinschaft. Die Neigung Schefflers zur Mystik wurde durch Franckenberg noch bestärkt und Scheffler namentlich von ihm außer der älteren deutschen auch auf die neukatholische Mystik hingewiesen, der sich Franckenberg, vornehmlich seit seinem Danziger Aufenthalt, zugewendet hatte. Wie gern wüßte man Näheres von den Gesprächen, die die beiden so verschiedenartigen Männer miteinander geführt haben! Daran wird nicht zu zweifeln sein, daß die Hingabe Schefflers an den älteren Freund, das völlige Eingehen auf seine Gedankenwelt die letzten Tage Franckenbergs erschellt hat. Lange Kranke, sein Ende voraussehend, ist Franckenberg am 25. Juni 1652 in Ludwigsdorf gestorben. Sein Leichenbegängnis gestaltete sich zu einer großen Ehrung. Von den beiden Grabrednern war der eine der Oelsche Hofprediger Christoph Freitag, ein heftiger Gegner der mystischen Anschauungen des Franckenbergischen Kreises und er hatte ihnen gegenüber seinen streng lutherischen Standpunkt oft in schroffer Weise hervorgekehrt. Jetzt im Angesicht von Franckenbergs Leiche ließ er das Gegenfäßliche zurücktreten. War er nun unter den obwaltenden Verhältnissen einen Augenblick von dem Gesamteindruck der edlen Persönlichkeit überwältigt, oder nahm er, was wahrscheinlicher ist, auf die Empfindungen der übergroßen Mehrzahl der Teilnehmer Rücksicht, — genug, er vermied jede Anspielung auf die abweichenden religiösen Meinungen und begnügte sich damit, des Heimgegangenen Gesinnung und ihre sittlichen Früchte zu preisen. In ähnlicher Weise äußerte sich der weltliche Redner, der herzogliche Sekretär Dirig; auch er ging auf die religiöse Stellung nicht ein. Die Stimmung des geistesverwandten Kreises aber sagte unmittelbar nach dem Tode Johann Scheffler in seinem „Ehrendenkmal“ unbertrefflich zusammen. An Franckenbergs Namen und Stand anknüpfend, entwarf er ein von inniger Verehrung getragenes Charakterbild und bezeichnete zuletzt in wunderbaren, an einen Lieblingspruch Jakob Böhmes gemahnenden Worten das Endziel Franckenbergs, sein Streben nach Überwindung alles irdischen Wollens und Begehrens und das dadurch ermöglichte völlige Aufgehen in Gott und Ewigkeit. Seine Grabchrift aber hat sich Franckenberg selbst verfaßt: sie bildet den besten Abschluß des Lebensbildes, da in ihr die Tügte, die ihm als das entscheidende Ergebnis seines Erdenwallens erschienen, in eindrucksvoller Prägung festgehalten werden. Wenn er in diesen gewichtigen Worten die Kirche seine Mutter nennt, so hat man an keines der offiziellen Bekenntnisse, sondern an jene Gemeinschaft der Auserwählten zu denken, von der sogleich die Rede sein wird.

Hic ego

Abraham a Franckenberg

Cui

Deus Pater: Ecclesia, Mater:

Christus Froter: Crux, Soror:

Uxor, Conscientia: Liberi, Studia:

Amicus, Spiritus Sanctus:

Famulus, S. Angelus:

Domus, Terra: Coelum, Patria:

Cognatus, Proximus:

Professio, Christianismus:

Nomen, Palingenio:

Symbolum, Aequiesco.

Hoc ago.

Aus dem vorstehenden Lebensbilde gewinnt wohl jedermann den Eindruck, daß der darin Geschilderte nicht zu den gewöhnlichen Menschen gehörte. Aber die Frage ist bisher nur gestreift worden, wo seine eigentliche Bedeutung zu suchen ist. Um das festzustellen, muß notwendigerweise etwas weiter ausgegriffen werden.

Die von Luther erweckten lebendigen Kräfte erstarrten schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts; daß sie nicht gänzlich erstarben waren, zeigt sich z. B. im evangelischen Kirchenliede des 17. Jahrhunderts. Aber wer sonst die religiösen Zustände in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts musterte, der fand nichts von dem stürmischen Drang, mit dem einst Luther aus tiefsten Nöten heraus um die Gnade seines Gottes geworben hatte. Aus der von dem Reformator ursprünglich geplanten, auf der Lehre von dem Priestertum aller Gläubigen aufgebauten Gemeinde war eine Theologienkirche geworden. Ein erdrückendes System von Glaubenssätzen lähmte jede freie Bewegung; der Bibelbuchstabe wurde zum tödenden Zwange; nicht beseligenden Frieden schöpften die lutherischen Päpste aus ihrer Religion, sondern nur Haß und Hader der sich auf den Kanzeln in heftigen Angriffen gegen die Katholiken und mehr noch gegen die Calvinisten entlud. Dazu kam, daß die Glaubenslehre durch die ausgiebige Benutzung der aristotelischen Philosophie sich immer mehr der mittelalterlichen Scholastik annäherte. Auch der Eckstein der Reformation, die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, wirkte, einseitig aufgefaßt, nicht günstig, da sie das sittliche Verantwortungsgefühl einschläfert. Rechnet man noch hinzu, daß auch die Geistlichen selbst durch Eughertzigkeit, Herrschsucht, Unfehlbarkeitsdünkel und weltliches Gebaren vielfach Anstoß gaben, so wird es nicht wundernehmen, daß manche tiefer gestimmte Geister von diesen Zuständen abgestoßen wurden; wiederholt erhob sich der Ruf nach Verinnerlichung, nach Betätigung des Glaubens, und wo dies geschah, fühlte man sich meist von der innigen Art angezogen, mit der sich einst die ältere deutsche Mystik in die Gottheit versenkt hatte. Aber gerade diese Anhänger der Mystik traf der Ingrimm der lutherischen Orthodoxie; sie wurden als „Fanalici, Enthustasten, Schwarmgeister“ mit dem gleichen Eifer bekämpft wie die Calvinisten.

Einer der bemerkenswertesten Gegner dieses veräußerten Luthertums ist nun unser Abraham von Franckenberg. Zunächst war ihm das Ausschließende, Alleinseligmachende jeder Kirche tief zuwider. Allerdings glaubte auch er an eine Gemeinschaft der heiligen auserwählten Kinder Gottes, aber dieses sein Ideal fand er in keiner der bestehenden Kirchen verwirklicht. In jeder Konfession haben sich nach seiner Meinung Funken des ursprünglichen Feuers erhalten; aber jede ist auch durch später zugefügte menschliche Zusätze entstellt worden. Deshalb mochte er sich auch zu keiner der bestehenden Konfessionen bekennen. Als ihn sein Landesherz, der streng lutherische Herzog zu Oels, nach seiner kirchlichen Zugehörigkeit fragte, erwiderte er: „ego sum religionum COR, id est catholicae, orthodoxae, reformatae“; die Aeußerung ist wohl nicht anders zu verstehen, als daß er sich weder zu dem lutherischen noch zu dem katholischen oder calvinischen Glauben ganz zählte, sondern aus jedem das entnahm, was vom ursprünglichen Christentum darin enthalten war.

Wo findet sich nun aber die wahre Kirche? Franckenberg antwortet: überall da, wo der Mensch Christi Kreuz auf sich

nimmt, wo er Christo nachlebt und dem Irdischen vollständig abstricht. Wem das gelingt, der gehört zu den Gliedern der wahren Kirche, und nur dann erweist sich die Religion als echt, wenn sie zur Nachfolge Christi, zur Tragung seines Kreuzes und zur Verleugnung der Welt führt. Dabei richtete Franckenberg seinen Blick über die christlichen Konfessionen hinaus; nicht so scharf wie sein Freund Tschesch, aber doch klar und bestimmt hat er es ausgesprochen, daß jeder Mensch ohne Unterschied des Glaubens und Stammes dazu ausgerüstet wäre, ein Glied jener wahren Kirche zu werden. „Denn Gott“, sagt er 1637, „ist nicht allein der Juden und Christen Gott, sondern er ist auch der Heiden, ja aller Völker Gott: sonderlich, aber derer, die in seinem Lichte wandeln, und Ihn als ihren Gott, an ihrem Leibe, und in ihrem Geiste, mit einem vernünftigen und Tugendhaften Leben preisen. Er siehet auch nicht an die Person, und machet keinen Unterschied zwischen uns und ihnen: sondern aus allen Völkern, Geschlechtern, Sprachden und Zungen, wer Ihn fürchtet und Recht thut, der ist Ihme angenehm“. So wenig Verwandtschaft Franckenberg mit dem Geiste der Aufklärung hat, hier nimmt er ihre religiösen Grundgedanken voraus.

Es wäre nun aber ganz falsch, wollte man bei ihm eine Unterschätzung des Christentums annehmen. Ganz das Gegenteil ist der Fall. Dem Christen ist die höchste Erkenntnis zuteil geworden. Aber gerade dadurch erwächst ihm nach Franckenberg die Pflicht, diesen köstlichen Besitz durch die Tat zu erweisen. Das ist es jedoch, was er an den offiziellen Vertretern der Religion und an der gesamten Christenheit seiner Zeit vermißt. In der eben angeführten Nachrede (applicatio) zu dem „Weg der alten Weisen“ 1637 heißt es folgendermaßen: „Aber die Gegenwärtigen der Finsternis und Unerkenntnis Gottes, so in uns ist, nämlich, die Werke des fleischlich- und irdisch-gefinneten Wandels, mit denen wir uns je länger je mehr besetzen und verfrachten, geben öffentlich zu erkennen, daß wir fast kleine, oder, wol gar keine Gemeinschaft mit dem wahren Lichte haben. Und so es ja etwas ist, (wie wir uns denn lassen bedünken, daß es sehr groß und viel sey), so ist es doch meistentheils nur eine von Ausen her angenommene weise, und Sophistische Weisheit, gleichnerische Heiligkeit, und Pharisäische Gerechtigkeit, da Jüwändig eitel Spinnweben und Todtengebeine sind. — Mit welchem Betrug wir uns nur selber am meisten betrügen, und in solchem Wahne, je länger je weiter von dem Wege der Wahrheit abweichen und irgehen. Wie in allen Ständen, und sonderlich, unter denen, die doch anderen, als die Lichter der Welt, den Weg zeigen, der Blinden Augen, der Tauben Ohren, und der Lahmen Füße seyn wollen, nicht ohne große Schande und Schaden der allgemeinen Christenheit, handgreiflichen zubefinden.“

Franckenberg wird nicht müde, mit den schärfsten Worten den Zustand der Kirche und ihrer Vertreter zu tadeln; immer wieder kehren in seinen Schriften die gleichen Anklagen wieder. Die Kirche erscheint ihm wie Babel, unverbesserlich und für den Untergang reif. Auf diesem Standpunkt blieb er bis zum Ende seines Lebens stehen. Noch ein Jahr vor seinem Tode schreibt er in seinem Lebensabriß Böhmens: „Siehestu stolzer Pharisäer, neidischer Hoherpriester und nafeweiser Schriftgelährter darumb sauer und schädl, daß der Herr unser barmherziger Gott und Vatter, gegen seine Kinder so fromm und gütig ist? so gehe hin und beiß dir selber für Zorn und Hoffart aus Herkeleyd mit knirschenden Zähnen die Zunge ab; und reiß, und friß dein eigen neidisch und gottloses Herz, mit grimmen und höllischen Griffgrammen, aus deinem Leibe heraus, so kan man erkennen, daß deine Geburt aus der alten Schlangen und rachgierigen Höllen, und alle deine Kunst aus dem stolzen Lucifer, und zornigen Drachen-Teufel; mit nichten aber aus Gotte in Christo, und seinem heiligen Geiste und Worte der Genaden und Wahrheit ist.“ Besonders waren ihm die Grundlagen, nicht bloß der Schultheologie, sondern der gesamten Schul- und Universitätswissenschaft verhaßt, also ebenso die aristotelische Philosophie, auf der sich das späthindige Lehrgebäude aufbaute, wie die hohle, gleichende Rhetorik; daß der tiefe Widerwille gegen Form und Kern der damaligen gelehrten Bildung ein Ergebnis seiner Entwicklung war, ist in der

Schilderung seines Lebensganges nachgewiesen worden. Die Geistlichen seiner Zeit (in erster Linie selbstverständlich die lutherischen) nennt er nicht allein „Wort-Wechsler und Tauben-ja Seelen-Krämer, schlafende Hirten, stumme Hunde, und faule Arbeiter“, sondern auch „Schlangen- und Otter-gezüchte, aus der Synagoga des Teufels- und seines Adjuncten oder Adjutanten Aristotelis“ (Copia eines Christ-Eiferigen Klage-Schreibens 1634); fünf Jahre später geißelt er heftig den „Ruchlosen Dünkel, besonders etlicher Naseweisen Spötter und Selbstwachsenen Klüglingen, der Höfen und Synagogen in Israel . . . denn sie seynt diezehnjigen, welche durch ihre verführische Aristotelische Philosophie, unnütze Schwach- und subtile Spitz-Kunst, die Gläubigen und Einfaltigen, mit Ver-rückung des Rechten Zieles der Einfalt und Wahrheit In Christo, ganz listiglich berauben: und die Kinder und Studierende Jugend Europae dem verterblichen Moloch opffern“. (Via veterum sapientum 1639).

Dabei hat er meist die eigentlichen Grundanschauungen des Luthertums nicht angetastet, sie gelegentlich sogar in Schutz genommen. Aber gegen die Verfüchtigung der Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben nahm er aufs schärfste Stellung; nach seiner Meinung wiegte diese Lehre, wie sie damals gepredigt wurde, den Menschen in eine falsche Sicherheit und verhinderte ihn, an seiner Vervollkommnung zu arbeiten.

Wohin Franckenberg blickte, in der Kirche wie in dem greuel- und kriegserfüllten Leben, überall sah er nur Babel. Aber so tief ihn die täglich neu gemachten Erfahrungen niederdrückten, ganz entschwand ihm die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht. Daher ließ er es bei der Kritik des Bestehenden nicht bewenden, sondern er suchte auch die Kräfte aufzuzeigen, durch die eine völlige Neugestaltung herbeigeführt werden könnte.

Zunächst galt es freilich einzureißen und das Uebel mit der Wurzel auszurotten. Die Mißstände in der Kirche mußten beseitigt, die dogmatische, das Gemüt kalt lassende Täuferei und die Verfeinerung Andersgläubiger auf den Kanzeln abgetan werden. Wenn Franckenberg von der Erneuerung des religiösen Lebens spricht, sagt er: „Aber das Gerichte und die Zerbrechung muß vorher gehen, und das Alte Gespärre und Geplärre abgeräumt werden, sol ein neuer Bau erfolgen, der schon da ist, und vielen zu Trost erscheinen wird, welche sich das Auswendige Gerüste und Schattenwerk nur nicht lassen stüßig und abwendig machen, sondern ohne zurücksehen ernstlich darnach ringen, und die Krohne, das Kleinod, und das Perlein erlangen.“ Schwieriger als diese verneinende Arbeit waren aber die positiven Vorschläge für den Wiederaufbau; um sie zu würdigen, muß wieder etwas weiter ausgeholt werden. (Schluß folgt.)

## Erinnerungen aus der Kadettenzeit des Obristlieutenants Ferdinand von Franckenberg und Prosklich.

Mitgeteilt von Paul Hoffmann.

(Schluß.)

Es war eben eine starke Kälte eingetreten, der Ofen erkaltete bald, und einige von uns, worunter auch ich war, gingen trotz des Verbots auf den Hof, um Steine zusammen zu suchen, um das Ofenloch statt einer Thüre, zuzusetzen. Wir fanden auch deren hinlänglich, freuten uns, den Fund gethan zu haben, wollten herauf gehen, fanden aber zu unserm Schreck den Lieutnant Delden an dem Thorwege mit einem bloßen Degen wartend. Er befahl mit wüthender Stimme, daß Einer nach dem Andern hereinkommen solle. Keiner wollte nun der Erste sein, und es dauerte eine Zeit bis ich mich entschloß, den Anfang zu machen, da wir doch einmal dieser Execution nicht entgehen konnten. So wie ich hereintrat, erhielt ich sieben derbe Fuchtel<sup>1)</sup> und konnte gehen. Die andern, die nach mir hervortraten, erhielten mehrere Fuchtel, weil der Lieutnant immer giftiger wurde. Wir, die wir früher abgefertigt waren, sahen den Springen zu, die die machten, die eben hervorgekommen waren, und wir waren froh, mit heiler Haut, wie die Letzteren, davon gekommen zu

<sup>1)</sup> Der damalige Ausdruck für Schläge mit der flachen Klinge.

sein. Diese für uns arme Schelme schmerzhaftere Execution hatte die schöne erwünschte Folge, daß wir eine Ofenthür erhielten und uns auch eine größere Portion Holz geliefert wurde. Auch der Traiteur wurde vermocht, uns öfterer Schweinefleisch zu geben, weil wir drohten, uns bei dem Gouverneur zu beschweren, der uns als ein Deutscher trotz unserer Ausgelassenheit schien protigiren zu wollen.

Nachdem ich beinahe in einem Jahre, seitdem ich von Berlin abgegangen war, keine Nachricht von meinen guten Eltern erhalten hatte, erhielt ich zu meiner großen Freude einen Brief, der wohl ein halbes Jahr von Post zu Post hin und her gegangen seyn mag, weil oft Briefe mehrere Wochen auch wohl Monate liegen bleiben mußten, indem der Postenlauf durch Kriegesvorfälle gehemmt wurde. So groß nun meine Freude war, endlich von meinen guten Eltern einen Brief erhalten zu haben, so groß war mein Schreck, als mir der Briefträger einen Thaler Briefporto abforderte, eine Summe, die für mich, der ich nicht einen Groschen in der Tasche hatte, unerschwinglich war. So viele Liebe hatte ich wohl bei meinen Kameraden, daß sie mir diese Summe würden geliehen haben, aber die Armen waren eben so arm, wie ich es war. Der Briefträger sah meinen Schmerz, sah meine Thränen fließen, es schien ihn zu jammern, er erklärte aber, daß er ohne Bezahlung des Briefes, denselben wieder zurücknehmen müsse, und wenn derselbe nicht in vierundzwanzig Stunden eingelöst würde, zurück geschickt werde. Aus Mitleiden versprach er mir, ihn drei Tage an sich zu behalten, dann aber ging solcher wieder retour. Den Brief nicht gelesen zu haben, war für mich ein unausprechlicher Gedanke, und ich nahm mir vor, das dazu nöthige Geld zu erbetteln, oder, wenn das nicht ginge, zu fehlen. So ungern ich auch dem Lieutenant, der mich abgefuchelt hatte, ein gut Wort zu geben wünschte, so überwand ich mich doch, und bat ihn, mir zu erlauben, daß ich meinen gewesenen Wirth besuchen dürfte. Ich erhielt den Urlaub und nahm mir vor, ohne das Geld auf irgend eine Art erhalten zu haben, nicht wieder zurückzukehren. Mein guter Genius führte mich durch eine der besten Straßen Königsbergs. Ich sah auf und sah zwei Damen, eine Aeltere und eine Jüngere, im offenen Fenster liegen und mir winkten. Als ich ins Haus trat, kamen mir beide sehr freundlich entgegen, sagten mir, daß sie schon längst gewünscht, Eimen von uns zu sprechen, fragten wie es uns ergangen, und wie es uns jetzt ergeht? Nach dem ich ihnen alles erzählt, und sie mit großer Teilnahme zugehört hatten, frug mich die Aeltere, warum ich so traurig wäre, und sie wollte auch bemerkt haben, daß ich mir die Thränen auf der Straße abgewischt hätte. Meine Erzählung schien sie Beide zu rühren, die Thränen kamen ihnen in die Augen, sie riefen einen Bedienten, gaben ihm das Postporto, und ich mußte mit ihm auf die Post gehen und den Brief einlösen. Die kindliche Liebe gegen meine Eltern, und dadurch, daß ich die Wahrheit gesagt, wurde ich ihnen wert, und sie wurden meine großen Gönnerinnen. Ich konnte so oft ich wollte oder Urlaub erhielt, zu ihnen kommen, und ich erhielt Wäsche von ihnen, so schön wie ich sie noch nie gehabt hatte. Die Aeltere war die Gattin des General v. Knobloch, der in der Gefangenschaft zu Petersburg war, und die Jüngere ihre Tochter von etwa 17 bis 18 Jahren, wohl gebildet und von sanftem Charakter. Der Urlaub wurde mir selten, doch die Woche wenigstens einmal erteilt. Ich wurde sehr gern gesehen, so lange man glaubte, daß ich evangelisch war. Sodann wurde man kälter gegen mich, gab mir nicht unbedeutlich zu verstehen, daß ich meines Besten wegen die Religion wechseln, statt des katholischen den evangelischen Glauben annehmen sollte, sie wären dann gar nicht abgeneigt, mich an Kindesstatt anzunehmen, da sie durch meine Erzählung wußten, daß ich noch fünf andere Brüder hätte, und meine Eltern nicht vermögend wären. Ich hatte zu der Zeit zu wenig Begriffe von der Verschiedenheit der Religionen, daß ich vielleicht eingewilligt haben würde, wenn meine guten Eltern nicht noch gelebt hätten. Ich wußte aber, wie sehr meine Eltern an ihrem Glauben hingen, und daß ihnen meine Veränderung des Glaubens unendlich schmerzhaft gewesen wäre, ja wohl gar ihren Tod befördern dürfte. Die Liebe zu meinen guten, frommen Eltern

machte, daß ich die Versprechungen, die mir gemacht waren, nicht achtete und erklärte, daß ich unter keinen Bedingungen meine Religion ändern würde. Von der Zeit an behandelte man mich immer kälter und kälter und ließ mir nicht unbedeutlich merken, daß ich ihnen zuwider war. Sie zeigten mir zwar nicht die Thüre, aber ihr Betragen gegen mich wurde immer empörender. Man sah mich kaum an, wann ich kam, sprach fast gar nicht mit mir, und wann man mit mir sprach, so war es von der Art, als wann mir gesagt sey, ich wäre ein dummer Junge, der seinen Vorteil aus den Augen setzte und nicht verdiente, daß man sich mit mir abgebe. So angenehm es mir auch war, dann und wann einige Stunden vergnügt zugebracht zu sehen, so blieb ich am Ende weg, weil ich zuletzt mit Gittern hinging. Gut gemeint war es von ihnen. Auch für diese frohen Tage danke ich ihnen noch.

Mit mir auf meiner Stube lag ein Cadett Namens von Schütz, der an einer hitzigen Krankheit darnieder lag und nach drei Wochen starb. Wir andern, die mit ihm auf der nehmlichen Stube lagen, bewachten ihn mit brüderlicher Liebe, sogar auch Andere von andern Stuben erboten sich freiwillig, uns im Wachen abzulösen. Die letzte Zeit vor seinem Ende wurde er beinahe rasend, wollte sich zum Fenster heraus stürzen, daß unser Diere ihn kaum zu bändigen wußten und ihn fest an der Bettstelle zu binden vermochten. Sein Ende war sanft. Viele Einwohner von Königsberg, denen der Zustand des Kranken sehr nahe ging, und die uns als Arme und Verlassene liebten, taten sich zusammen und stiegen ihn auf ihre Kosten sehr Solenn begraben. Das ganze Corps, alle dort gefangene Preussische Officiere und selbst einige russische Officiere folgten seiner Leiche.

Wie die Einwohner Königsbergs an ihrem König hingen, dafür gaben sie uns den folgenden Winter den deutlichsten Beweis. Der Geburtstag Friedrichs des Großen am 24. Januari (1763) war nahe, sie wünschten ihn auf irgend eine Art zu feiern, doch fürchteten sie den Feind. Sie wußten, daß uns der Gouverneur so manchen unbesonnenen kindischen Streich hingehen ließ und bauten darauf, daß er auch uns als Kinder es nachsehen würde, wenn wir den Geburtstag unseres Königs durch eine Illumination in dem Hotel des Ministers Rohde, das an einem großen Plage stand, feierten. Um dies zu ermöglichen, übermachten sie uns eine ansehnliche Summe, jedoch riethen sie uns Verschwiegenheit darüber an, daß sie Anteil daran haben, bestellten unter der Hand ein großes Gemälde, in welchem sich Friedrich und Peter III., ein großer Verehrer Friedrichs, der künftige Thronerbe Russlands, den Oelsweig reicheten. Lampen, Oel und das dazu Nöthige wurde heimlich herbeigeschafft, und die Illumination fand den 24. um 6 Uhr statt. In einer Viertelstunde war der Platz vor dem Hotel mit vielen Tausenden von Menschen umgeben, und ein Jubelgeschrei erscholl, das uns doch Zittern für die Folgen machte, und uns nichts Gutes ahnen ließ. Es währte auch nicht lange, als ein Adjutant des Gouverneurs erschien und uns das Mißfallen des Gouverneurs in sehr harten Ausdrücken ankündigte und uns im voraus die Versicherung gab, daß wir gleich den andern Gefangenen nach der Festung geführt werden würden. Zu unserm Glücke speiste ein gewisser Prinz von Holstein, der früher in Friedrichs Armee gedient, bei dem Gouverneur. Dieser nahm sich unserer an und suchte ihn zu befähigen. Nachdem der Adjutant dem Gouverneur Bericht erstattet, lachte er über den kindischen Einfall, und wir blieben ungestört bis die Lampen erlöschten, und in der Folge blieb auch die Drohung unerfüllt, uns zu Festungsgefangenen zu machen.

Unser Aufenthalt in diesem Hause war, wie sich denken läßt, äußerst einfach und fast unausprechlich. Das Verbot, nicht auf dem Hofe sich tummeln zu können, wurde aufgehoben, und wir brachten, wenn es die Witterung nur einigermaßen erlaubte, die Zeit auf dem Hofe zu. Zu Bette gehen und Aufstehen hing von uns ab, und wir brachten besonders im Winter fast den ganzen Morgen im Bette zu. Unser Frühstück, eine Semmel, erhielten wir noch im Bette. Diese legten wir, wenn der Ofen geheizt war, darauf und schmierten sie sodann mit dem uns mitgebrachten Schmalz oder Butter vom vergangenen Abend.

Eines Morgens geschah das auch. Einer meiner Kameraden, der mit auf der Stube lag, hatte seine Semmel neben der Meinigen liegen. Nach meiner Meinung nahm er die Meinige, ich sprang aus dem Bette und stieß ihn gegen den glühenden Ofen, daß ihm das Hemde anzündete, und er vor Schmerz laut aufschrie. Dieser gute Junge hieß von Woiski. Obgleich sein Schmerz sehr groß war, so ließ er es mir nie entgelten, blieb mein Freund bis zu seinem Tode. Von dem Augenblicke an war ich sein Pfleger, legte ihm täglich zweimal die ihm verordnete Umschläge auf den leidenden Theil mit der größten Sorgfalt auf, und war gleichsam sein Bedienter, bis er wieder geheilt war, welches wohl an acht Wochen dauern mochte. Was mir aber am nahesten ging, war, daß der arme Schelm nur auf der einen Seite zu sitzen im Stande war. Zum Unglück für ihn wurde es Friede, und wir gingen bald darauf nach Berlin ab. Ich sagte zum Unglück für ihn; denn der gute Junge konnte nur auf der einen Seite sitzen, und jeder Ruck des Wagens verursachte ihm Schmerzen. Gern wäre er zu Fuß gegangen, dann aber inflammirte sich der Schaden, und sein Schmerz vergrößerte sich. Ich erhielt von dem Capitain von Polentz, der auch als Gefangener in Königsberg gefessen und uns nach Berlin zu transportiren befehligt war, die Erlaubnis mit diesem meinem leidenden Freunde auf einem Wagen zu sitzen. Daß ich alle meine mir zu Gebote stehende Mittel anwandte, ihm hilfreiche Hände zu reichen, tröstet mich noch jetzt, ohngeachtet es mir oft sehr sauer wurde, ihn auf den Wagen und vom Wagen zu heben und erst für ihn zu sorgen, ehe ich an mich dachte. Von einigen wohlhabenden Kaufleuten Königsbergs erhielten wir Reisegeld, und da wir überall, in Städten sowohl wie in Dörfern, frei gehalten wurden, waren wir im Stande uns in den Städten mancherlei Leckerei zu erlauben. Nie wurde von mir mein leidender Kamerad vergessen, und ich that ihm wohl, so viel ich nur zu thun im Stande war.

So viel ist gewiß, daß, wenn die Kaiserin noch am Leben geblieben wäre, so wären wir ins Cadettenhaus in Petersburg gekommen. Die Schiffe waren bereits gewonnen oder requirirt, die uns dahin bringen sollten. Und wenn auch nach einiger Zeit der Fall eingetreten wäre, daß man uns beim Friedensschluß wieder entlassen hätte, so wäre doch wieder eine geraume Zeit vergangen, ehe wir nach Berlin kamen und wir verloren an Unterricht unendlich viel, und in der Folge auch an Avancement in der Armee.

Diese Gefangennahme hatte für uns natürlich einen unabsehbaren Schaden. Erstlich das Wenige was wir gelernt hatten, war ausgeschwigt, in der Zeit, während unsere jüngere Kameraden in Berlin Fortschritte machten, wurden wir unwissender, und in der Armee blieben wir gegen sie sehr zurück im Avancement.

In Graudenz, wo wir beim Zurückmarsch nach Berlin einen Ruhetag hatten, fanden wir Beide, ich und v. Glabis, unsern alten braven General von Plemennikow am Podagra leiden. Die Armee war schon auf dem Rückmarsch nach Russland, und nur er allein mußte dieser Krankheit halber in Graudenz zurückbleiben. Da wir es gleich erfuhren, daß es unser alter Wohlthäter war, der sich noch in der Stadt aufhielt, so gingen wir hin und wurden von dem alten Manne wahrhaft väterlich empfangen und mußten ihm versprechen, daß wir ihn nach Petersburg schreiben wollten, wie wir nach Berlin gekommen, und unter welches Regiment wir placirt worden wären. Beim Abschiede gab er einem jeden von uns vier Dukaten und sagte uns „Kinder, wir sehen uns in diesem Leben nicht wieder, erinnert euch Meiner zuweilen, ich habe euch geliebt.“ Mit Rührung trennten wir uns von dem alten edlen Greise, hielten aber leider aus Leichtsinne und Kinderei nicht unser Wort und schrieben ihm nicht. Zuweilen fiel es uns wohl bei, daß wir undankbar handelten, aber Scham war es eigentlich mehr, daß wir es nicht getan, weil wir nicht wußten, was wir ihm schreiben sollten, und zudem schrieben wir so schlecht, daß wir selbst Mühe hatten, es zu lesen. Und da wir in der Folge es wohl hätten thun können, wurden wir in der Armee in verschiedenen Regimentern placirt, und so unterblieb es ganz.

Von den einhundert und sechs gefangenen Cadetten kamen einhundert und drei wieder zurück nach Berlin. Der Cadett von Schütz war (wie schon oben gesagt) in Königsberg gestorben. Ein gewisser von Wylar nahm aus Verdruß und Langeweile russische Dienste als Sergeant. Ein gewisser von Reibnitz desertirte einige Tagemärsche vor Berlin; die Ursache seiner Desertion ist uns unbekannt geblieben.

Der Einmarsch in Berlin, in Reih und Glied, führte viele Neugierige herbei, die die Kinder zu sehen wünschten, die sie vor ein paar Jahren verloren gaben, und nie wieder zu sehen glaubten.

Den andern Tag wurden wir ganz neu mundirt und erhielten unsere Säbel, die in der Zeit verrostet geblieben waren. Den folgenden Tag wurden wir geprüft, und leider sehr bedeutend unwissend gefunden. Man mußte mit uns ganz von Neuem anfangen, und hatte Geduld, weil man einwies, daß die Unwissenheit nicht unsere Schuld, sondern des Schicksals war, das uns in die Lage gebracht, alles Gelernte wieder zu vergessen. Weil wir Unglücksgefährten nur sahen, daß uns die Jüngeren, die in der Zeit ins Cadetten-Corps aufgenommen waren, an Kenntnissen übertrafen, so erwachte unser Stolz; wir wurden äußerst aufmerksam, nahmen uns zusammen und in kurzer Zeit waren wir ihnen nachgekommen und in Manchem übertrafen wir sie sogar. Der König wollte drei Cadetten in der Garde placiren, es wurden Ihm mehrere vorgestellt, er nahm den v. Thiesenhausen, v. Köller und mich. Er fragte mich nur, nachdem ich geantwortet ich hieße Frankenberg, ob ich nicht aus Schlesien wäre? Ich kam zum zweiten Regiment Garde und in die Compagnie des nachherigen Feldmarschal von Möllendorff.

Einige Tage nachdem der König nach dem Frieden 1763 in Berlin angekommen war, besuchte er das Corps, wovon wir durch den General von Buddenbrock den Nachmittag des vorangehenden Tages avertirt waren, es wurde uns freigestellt eine Klasse zu wählen, in welcher jeder von uns glaubte, besonders Fortschritte gemacht zu haben. Ich wählte die Geographie, die mir am besten gefiel, und in welcher ich glaubte, nicht ganz unwissend zu sein. Der Professor Meißel, der der Lehrer in der Geographie war, freute sich meines Entschlusses, weil ich nach seiner Meinung einer seiner besten Schüler war.

Der König kam in der Begleitung des General v. Buddenbrock und mehrerer Prinzen und Generale um 9 Uhr ins Corps. Erst ging er auf den Fechtboden, und dann auf den Tanzsaal, wo er sich aber nur eine kurze Zeit aufhielt. Desto länger aber blieb er bei dem damaligen Capitain v. Gravius, der in der Mathematik, Fortification und Arithmetik die Lehrstunden hielt. Der König rief Eimen der zu unterst sitzenden an die Tafel, gab ihm eine Aufgabe und schien mit dessen Auflösung ganz zufrieden zu seyn, sagte dem Capitain Gravius, daß er so fortfahren und nicht ermüden solle, wenn er nicht gleich von den Kindern große Fortschritte sehe. Die Kadetten aber ermahnte er zu Aufmerksamkeit, Fleiß und Gehorsam. Endlich kam er in die Geographische Lehrstunde. Ich, der Ihn sehr groß glaubte, weil man ihn Friedrich den Großen nannte, erschrak gewaltig, als ich Ihn neben dem General v. Buddenbrock, der groß und stark war, in den Saal treten sahe und in Ihm einen kleinen, mageren und von der Sonne verbrannten Mann mit großen durchdringenden Augen sahe. Meine Furcht war unbeschreiblich, und hätte er eine verwickelte Frage an mich gethan, ich glaube, ich wäre verstummt. Mein Stand war neben dem Professor Meißel. Der König nahm eine Karte, stügte sich auf seinen Krückstock und frug mich, was die Hauptstadt von Frankreich wäre, was ich Gottlob getroffen Muthes zu beantworten im Stande war. So auf die Art frug Er Mehrere, die auch das Glück hatten, beantwortet zu haben. Ganz zuletzt frug er einen ganz unten sitzenden, was die Hauptstadt in Russland wäre, der Ihn dann Petersburg nannte. Dies wollte der König nicht gut heißen, und sagte: „das ist sie nicht“, der Kadett aber blieb dabei, und der König sagte: „nun! wenn er es besser weiß, so bleibe er dabei“, und somit hatte das so sehr gefürchtete Examen seine Endschafft erreicht. In dem Augenblicke, glaube ich, konnte man nicht einen glück-